

SWR2 Leben

Und was machen Deine Eltern? Geschichte einer Klassenreise

Von Sara

Sendung vom: 18.05.21, 15.05 Uhr

Redaktion: Nadja Odeh

Regie: Felicitas Ott

Produktion: SWR 2021

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/podcast-sw2-tandem-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

UND WAS MACHEN DEINE ELTERN? GESCHICHTE EINER KLASSENREISE

Sommer 1999:

Meine erste Woche auf der neuen Schule, 7. Klasse Gymnasium. Im Musikunterricht reicht der Lehrer gleich zu Beginn eine Liste herum: Wir sollen alle eintragen, welche Instrumente wir so spielen, damit man direkt mal wegen des Schulorchesters gucken könne und so. Die Liste geht rum, und ich denke: »Ha, wo lebt *er* denn?« und tue es als schrullige Marotte eines weltfremden Musiklehrers ab. Als die Liste bei mir ankommt, haben sich schon fast alle eingetragen. Und zu meinem Erschrecken stehen hinter eigentlich allen Namen tatsächlich eines oder sogar mehrere Instrumente!

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, ob ich dann noch »Keyboard« eingetragen habe, weil meine Cousine und ich früher manchmal Radiowerbung gespielt und dazu auf einem alten Keyboard Jingles »komponiert« hatten, oder ob ich die Liste einfach nur unauffällig weitergeschoben habe. Rückblickend sollte dieser Moment bezeichnend für die nächsten Jahre sein: meine »Klassenreise« innerhalb ein und desselben Berliner Randbezirks.

*

Aus meiner Kindergarten- und Grundschulzeit war ich es gewohnt, dass Eltern bei Schlecker an der Kasse arbeiteten, Friseurin oder Busfahrer waren oder auch gar nicht lohnarbeiteten. Wir waren Schlüsselkinder und haben uns nach der Schule im Supermarkt Tütennudeln oder Mikrowellenlasagne geholt.

Sturmfrei-haben war überhaupt nichts Besonderes. Wir konnten so viel fernsehen, wie wir wollten, in Einkaufszentren abhängen oder aus Fenstern klettern und auf den Flachdächern von Hochhäusern unseres Blocks spielen – kurz: Wir konnten eigentlich machen, was wir wollten, denn niemand hatte irgendwelche Nachmittagsverpflichtungen. Wir waren auch nicht darauf angewiesen, dass unsere Eltern uns irgendwo hinführen und wiederabholen, denn alle wohnten eh im selben Block. Von meinem Zimmer aus konnte ich unter Hunderten von Fenstern und Balkonen die meiner Freundinnen sehen und wusste, ob sie gerade in ihren Zimmern waren und ob sie schon schliefen. Und wenn jemand Geburtstag hatte, hieß das meist: viel zu viele Kinder auf Fanta und Sprite, die Topfschlagen in viel zu engen Wohnungen spielen oder zu Burger King gehen mit Pappkrone fürs Geburtstagskind.

Nach dem Schulwechsel aber, waren Eltern auf einmal Lehrerinnen, Ärzte, Anwältinnen oder sogar Richter!

Geburtstage werden in geräumigen Häusern und Gärten mit ausgefallenen Spielen gefeiert und zum Mittag gibt es frisch gekochtes Essen. Vollständige Familien sitzen am Tisch und unterhalten sich über womöglich gesellschaftsrelevante Themen. Meinungen werden ausgetauscht! Teller mit aufgeschnittenem Obst oder Gemüse, Müsli statt Cornflakes, Saft statt Sprite, Brot, das erst noch geschnitten werden muss. Bücherregale statt möglichst großer, immerzu laufender Mattscheiben, taz statt B. Z.,

Tatort statt Big Brother, Theater statt 3D-Kino, Wanderurlaub statt Pauschalreise nach Malle... Und ich so: »Ähm, nee, lass uns doch lieber bei *dir* zum Referat-vorbereiten treffen!«

*

Nach diesem „Kulturschock“, wie ich den Übergang aufs Gymnasium gerne nenne, bin ich an die Uni gegangen und habe Politikwissenschaften und VWL studiert. Während ich mich komplett allein durch Info-Tage, NC-Regelungen und Formulare gearbeitet habe, sind andere zum Studieren mal eben direkt nach Oxford gegangen. Ich frage mich bis heute, wie sie das organisiert haben. Meine Mutter hat mir während des Studiums jahrelang durchaus gutgemeinte Stellenausschreibungen von Ausbildungen im öffentlichen Dienst geschickt - und tut dies eigentlich bis heute. Der einzige Kommentar von Oma zu meinem Studium war immer: »Meene Mutta hat immer jesacht, leg dich nich mit Politik an, denn dit fängt mit ›Po‹ an!« Tja, ansonsten gings so weiter: Väter, die plötzlich Professoren sind - ach ja, musses ja auch geben! -und neue Freundinnen, die sich »mal zum gemeinsam Musizieren« verabreden (what?!) und deren Eltern ihre Hausarbeiten Korrektur lesen, während Mama meine Bachelorarbeit -*nachdem* sie fertig war – mit: »Ach, versteh' ick doch eh nüscht« abwinkt. Gemeinsame Urlaube mit Freundinnen, in denen ich immer wieder komplett ratlos in Kunstmuseen vor Bosch oder Kandinsky statt in der Haupt-Touri-Shoppingmeile stehe. Omas und Opas, die »Großmutter« und »Großvater« heißen oder eh schon tot sind, weil Akademikerinnen einfach später Kinder kriegen und sich das über die Generationen hinweg halt bemerkbar macht.

Dass ich dabei auch in die geisteswissenschaftliche, linke Studiszene gerate, macht manches davon nicht einfacher. Irgendwie haben die ganzen Kinder westdeutscher, akademischer Alt-68er ihre Jugend wahlweise als Punk, Anarcho oder Hippie oder alles von dem nacheinander verbracht, sind bestens über Che und Marx und Co. informiert und machen jetzt an der Uni mit den nächsten weißen Männern weiter, Adorno, Foucault und dann nochmal Marx – diesmal aber wirklich. Dabei natürlich immer schön von allem Bösen abgrenzen, wenn nicht vom Fernsehen im Allgemeinen, dann mindestens vom Privatfernsehen: Dschungelcamp, wie bescheuert! BILD und McDonalds, auch bäh und immer: Bücher, Bücher, Bücher und kreativ sein, schreiben, Kunst machen oder zumindest zu schätzen wissen - oder halt gekonnt so tun -, und zu Weihnachten nach Hause fahren in die großen Häuser der Kindheit, in denen es die Kinderzimmer noch gibt, mit ein bisschen altem Krempel, den man nicht mit in die große weite Welt a. k. a. (*gesprochen englisch äi kej äi*) Berlin nehmen wollte, denn Platz ist genug in diesen Häusern, die man mal erben wird, und sowieso wird man einiges erben, weswegen man sich auch sorgenlos nebenbei das quatschige Schlagerband-Projekt leisten kann, denn wer fällt, fällt weich. Und so'n Studium, das ist ja eh eine Sturm-&-Drang-Phase, in der man radikale Gruppen gründet und in schrammeligen WGs wohnt.

Da haben die Eltern im Prinzip auch Verständnis für, hatten sie ja selbst, dieses wilde Studium, und mit 30 ruckelt es sich dann aber ein, dann will man ja irgendwie doch »was Eigenes« und schwupps, taucht auch schon irgendwo noch 'ne Eigentumswohnung der Eltern auf, und die eigenen Kinder sollen ja schon auch

eigentlich mit ein bisschen Natur aufwachsen, und nach und nach -nicht unbedingt deswegen, aber trotzdem - wird das eine oder andere linke Ideal über Bord geworfen, und so alternativ ist dann doch alles nicht mehr.

Aber bis dahin erstmal noch Lesezirkel und Plena und Seminare und ich mittendrin mit diesem diffus dumpfen Gefühl, irgendwie fehl am Platz zu sein und in diesen Lesezirkel-Plena-Seminar-Situationen lieber weniger als mehr zu sagen. Manchmal vertraue ich mein Unwohlsein guten Freundinnen an, aber meistens kommt dann sowas wie: »Ach, meine Mutter hat doch auch nur Sozialpädagogik studiert« oder »Man merkt es dir aber überhaupt gar nicht an, also keine Sorge!« Ich verstehe den gut gemeinten Impuls dahinter, aber solche Kommentare machen es nicht besser.

Zeitgleich beginne ich aber auch, mich bei Familienfeiern fehl am Platz zu fühlen. Denn letztendlich habe ich ja viele Dinge meines neuen Umfeldes übernommen, teils dankbar, teils pragmatisch. Ich also jetzt auch eher so: Müsli, Wanderurlaub, richtiges Brot, taz, Theater, Saft, Theoriebücher, komplizierte Sätze und »mal was zusammen kochen«. Bei Dschungelcamp, Big Brother, DSDS, Frauentausch oder AIDA-Kreuzfahrturlaube kann ich einfach nicht mehr mitreden. Meine Hausarbeitsthemen oder Fahrrad-Urlaube wiederum treffen auf eher verhaltenes Interesse und über Politgruppenkram fang ich mit Polizisten am Geburtstagskuchentisch eh lieber nicht an zu reden. Dass ich fürs Familienjulkapp - mit Wunschliste, damit niemand Schrott kriegt oder womöglich noch kreativ werden muss - mal Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ kaufen muss, kann ich wiederum in meinem *anderen* Leben eigentlich niemandem erzählen. Anstrengend.

*

Im Laufe meines Bachelorstudiums bekomme ich das erste Mal mit, dass andere Geld zum Studieren von Stiftungen bekommen. Warum wusste ich davon eigentlich nichts? Als ich, noch etwas später, langsam verstehe, dass so ein Stipendium wiederum mehr als nur Geld, sondern eben auch ideelle Förderung bedeutet, und Stiftungen im Prinzip Netzwerke mit politischer Ausrichtung und einem gewissen Anspruch sind, dämmert mir irgendwie ein bisschen, warum ich davon nichts mitbekommen habe.

Als ich meiner Mutter sage, dass ich mich noch für ein Masterstudium bewerbe, fragt sie entrüstet, warum ich denn jetzt *noch* einen Abschluss machen möchte, ich hätte doch schon einen. Ich vertröste sie damit, dass es ja nur zwei Jahre sind. Im Laufe der *fünf* Jahre, die ich mein Masterstudium letztendlich dauern lasse, resigniert sie dann irgendwann - glaub ich.

*

Was lange ein diffuses Gefühl bleibt, bekommt schließlich Wörter, findet sprachlich Ausdruck. Ich beginne, mich mit *Klassismus* zu beschäftigen und mich mit anderen Betroffenen über die damit verbundenen Diskriminierungserfahrungen auszutauschen.

Einen Empowerment-Workshop für Studierende aus der Arbeiter- und Armutsklasse, den ich mit anderen an der Uni organisiere, bewerben wir mit der Frage »Und was machen deine Eltern?«. Die Vorstellungsrunde dauert fast zwei Stunden, weil es offensichtlich ein großes Redebedürfnis gibt. Vor allem Frauen mit Migrations- und/oder Rassismuserfahrungen sind da und die Verschränkung von Klassismus mit anderen Diskriminierungsstrukturen wird an diesem Tag auch mir deutlich. Gleichzeitig kommen Verunsicherungen auf: Arbeitslos waren meine Eltern nie, Geld war eigentlich immer genug da. Nicht viel, aber auch nicht zu wenig. »Darf« ich mich überhaupt über Klassismus beklagen? Woher genau kommen meine Fremdheitsgefühle?

Mit der Zeit beginne ich, meine Position zu finden, anzuerkennen, dass alles viel komplexer ist, als meine frustrierte, verletzte Pöbelstimme im Kopf es mir oft verkaufen will, erfahre, dass hinter den Türen der großen Häuser auch nicht alles so schillernd ist, wie ich zunächst denke. Lerne, Dinge differenzierter zu betrachten und vor allem auch die positiven Aspekte meiner »sozialen Mobilität« zu schätzen. Hat ja auch was Entspanntes, wenn niemand von mir erwartet, summa cum irgendetwas zu promovieren oder zu Großvaters 80stem ne hochtrabende Rede zu halten. Aber ich *könnte* sie halten und diese Fähigkeit, die Sprachregister, Kommunikations- und Umgangsweisen verschiedener Welten zu verstehen und auch bedienen zu können, gefällt mir immer besser. Mit jeder drögen Tagung und jedem steifen Sektempfang oder Abendessen lerne ich, die Herzlichkeit und selbstironische Art meiner Familie bewusster zu schätzen. Ich habe auch gemerkt, dass die Strategie, offensiv mit dem Thema umzugehen, manchmal einiges für mich erleichtern kann: Zum Beispiel in 'ner Runde Linksintellektueller, die mal wieder über ihre Steuererklärung jammern und gerade dazu übergehen, abfällig über nervige bürokratische Tätigkeiten oder Leute »aufm Amt« zu reden, einfach einwerfen, dass meine Mutter übrigens beim Finanzamt arbeitet. Dann ist die Irritation nämlich bei den anderen oder zumindest der »Und was machen deine Eltern?«-Moment vorweggenommen.

Aber – Komplexität und Differenziertheit hin oder her – zum Ende des Studiums werde ich einfach nur trotzig. Ich fange an, bewusst zu provozieren, indem ich immer mal wieder mit dem akademischen Habitus breche oder eigensinnig verkünde, dass ich irgendwann mal einen wissenschaftlichen Vortrag in Jogginghose und Berliner Dialekt halten will! Zum Ende des Masterstudiums und nach mehrjährigem Einblick ins akademische Business durch die Mitarbeit an einem Forschungsprojekt bin ich eigentlich nur noch genervt von diesem ganzen Gehabe und letztlich auch-nur-mit-Wasser-Gekoche und denke: Jetzt reicht's, jetzt raus hier! Nicht mehr diese akademische Höflichkeit, die auch etwas sehr Träges hat, keine schlaun Pausengespräche mehr an Stehtischen, bei denen ich permanent das Gefühl habe, zu trampelig, flapsig und geraderheraus zu sein – und das, obwohl ich mich eigentlich als eher ruhig und bedacht bezeichnen würde...

Und dann bin ich irgendwie doch in einem Promotionskolleg gelandet und – für mich etwas unerwartet – bricht plötzlich vieles wieder auf und mündet in Hadern, Selbstzweifeln, Identitätskonflikten. So'n Studium, das kann mein Background irgendwie noch verkraften, aber einen Dokortitel? Das scheint selbst mir irgendwie zu weit zu gehen. Seitens meiner Familie gibt es eher subtil panisches Unverständnis: »Haste nich ma jenuch von dem janzen Jelerne?«. Und auch ich bin

unsicher und erschöpft: Dann ist die Pipeline halt leaky, mir egal, warum soll ich jetzt die eine von 100 sein, die sich in dieses System rein boxt, das mich statistisch gesehen gar nicht will?

Als ich nach knapp einem Jahr Promotion heulend bei einer Bildungscoachin sitze, wird mir bewusst, wie viel Verletzung und Wut noch in mir stecken. Dass sie mir an einer Stelle erzählt, dass sie mal die Memoiren ihres schlauen Vaters aufschreiben wollte, macht es nicht besser und lässt mich vermuten, dass auch sie nicht gecheckt hat, was mein Problem ist.

Nach dem Nachmittag, an dem ich den Text grob bis hierher geschrieben habe, wache ich zwei Mal in Folge weinend auf. In der ersten Nacht hatte ich geträumt, dass ich mein circa 4-jähriges Ich vom Kindergarten abhole, zusammen mit meiner »damaligen« Mutter. Dabei ergeben sich Szenen und Gedanken, die anscheinend zu belastend sind, sodass ich mit Tränen in den Augen aufwache. In der darauffolgenden Nacht träume ich zunächst von einigen Freundinnen aus meiner Grundschule, die alle noch ein enges Miteinander pflegen, während ich irgendwie außen vor bin. Kurz darauf befinde ich mich in einer Traumszene, in der zwischen meiner Mutter und mir eine latent angespannte Stimmung herrscht, bis sie schließlich zu mir sagt: »Bei der Charlottenburger Baujensenschaft hat man ooch mit nem abebrochnen Studium jute Aussichten uffn sichren, jut bezahltn Job.« Ich mache daraufhin eine wütende Geste und denke: »Das ist kein *Studium* mehr, was ich gerade mache«. Im anschließenden Wortgefecht sage ich an irgendeiner Stelle das Wort »Unterschichtenfrau« und merke schon im Moment des Aussprechens, wie sehr es meine Mutter verletzt, und dass ich zu weit gegangen bin. Ich rede also schnell wichtig klingend und mit rhetorisch-überlegender Eloquenz -thanks academia! - auf sie ein und betone, dass ich damit nicht sie *persönlich* meine, sondern aus einer hegemonialen gesellschaftlichen Perspektive spreche, aus der ihr Bildungsabschluss, ihre Art von Arbeit und Lebensweise als solche gesehen würden, ich ja aber wisse, dass sie ganz konkret sehr glücklich und dankbar mit ihrem Leben und Job ist, und ich das auch sehr schätze. Das meine ich ehrlich, und damit kriege ich im Gespräch auch die Kurve. Später ergibt sich eine andere Szene, in der ich meine Mutter trösten muss, weil sie um ihre verstorbenen Eltern trauert, und ich wache erneut weinend auf...

Ich lasse dieses Dokument hier also erst einmal ruhen und öffne es erst wieder, als sich der Abgabetermin nähert.

In einer Weiterbildung zu Social Justice, die ich vor einigen Jahren gemacht habe, gab es zum Thema Klassismus eine biographische Einstiegsübung: In einer Liste sollten wir fünf Werte, die in der Zeit unseres Aufwachsens wichtig waren, und fünf Werte, die überhaupt nicht wichtig waren, unterstreichen. Am Ende stellte ich irritiert fest, dass genau die fünf, die ich als »überhaupt nicht wichtig«- angekreuzt habe, mich und mein Leben gerade irgendwie ausmachen: »einen intellektuellen Zugang zur Welt haben«, »politisches und soziales Bewusstsein«, »einen Universitätsabschluss erreichen«, »sozialen Status und Bedeutung erreichen«. Ich starre auf das Blatt und frage mich, mal wieder, wie das eigentlich passieren konnte. Hätte ich noch mehr ankreuzen können, wäre »sich durch Therapie weiterentwickeln« auch noch bei den überhaupt-nicht-wichtig-Werten dabei gewesen.

Das Geknatter mit der Promotion wird im ersten Jahr noch durch den überraschenden Tod von Oma und Opa befeuert: Sie standen mir sehr nahe und haben mich und meine Sicht auf die Welt stark geprägt. Beide waren im Wedding Milljöh sozialisiert und haben ihre Zeit meist damit verbracht, die West-Berliner Flohmärkte unsicher zu machen, zu Hause zu puzzeln oder Super Nintendo zu spielen. Mein Opa hat bis zum Ende versucht, irgendwie in groben Zügen an meinem Leben dranzubleiben und nachdem er sich wirklich durch meine komplette Masterarbeit gekämpft hatte, hat er gefragt, wer denn eigentlich dieser »Doing Gender« (gesprochen Do-inG Gender) sei, der sei ja so oft vorgekommen: »Is dit n Finne, odawat?«. Diese Anekdote eignet sich in Unikreisen immer für einen Lacher, obwohl ich eigentlich jedes Mal heulen könnte, sie aber wegen der oben genannten Offensivstrategie trotzdem erzähle. In einem unserer letzten Gespräche, die wir hatten, habe ich Opa gegenüber zugegeben, dass ich mir nicht so ganz sicher bin, was ich mit dieser Promotion da eigentlich mache, und er sagte: »ja, dit biste doch irjendwie ooch nich, dieset janze Wichtichjelaber, wo nüscht dahinter is«. Puh. Das hat irgendwie gesessen und ums kurz zu machen: »Mich durch Therapie weiterentwickeln« war nach einem Jahr voller Geknatter und Beerdigungen meine Strategie, nicht komplett den Boden unter den Füßen zu verlieren. Aber das ist ja auch direkt wieder so ein Thema: Während die meisten in meinem Umfeld Familienmitglieder haben, die selbst Therapieerfahrungen haben, ist man in meiner Familie quasi eher schon kurz vorm Suizid oder der Klappe, Therapeutinnen haben selbst'n Hau weg und Depressionen haben auch nur die, die es sich leisten können. Zumindest ist das -halb geprüft, halb vermutet- eine erste Reaktion.

Und jetzt? Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass ich vorerst an einem Institut gelandet bin, das von einer Person geleitet wird, die selbst eine der wenigen Frauen ohne akademischen Hintergrund ist, die dennoch Professorinnen geworden sind.

Und dass ich in einem Fachbereich arbeite, der sich kritisch mit gesellschaftlichen Machtstrukturen auseinandersetzt. Ansonsten fahre ich weiterhin meist die zuvorkommend-entwaffnende Offenheitsstrategie und versuche, meine Unsicherheit für alle produktiv zu machen. Auf einer Tagung, bei der alle ihre Dissertationsthemen anhand schicker Poster souverän und überzeugend präsentieren, stelle ich mich vorne hin, erkläre mein Vorhaben und gebe dann zu, dass ich eigentlich gar keine Lust und Motivation mehr habe, das ganze wirklich umzusetzen, und dass ich das Plakat am liebsten anzünden würde. Daraufhin ergab sich, wie ich finde, die erste wirklich lebhaftige Diskussion des Tages, und die Leute, die nach mir dran waren, haben plötzlich auch zugeben können, dass sie meistens gar nicht so genau wissen, was sie da eigentlich tun. Irgendwie scheint sich das durchzuziehen: dieser verzweifelt-dankbare Blick von Leuten, wenn ich Dinge einfach ausspreche, die sie sich selbst nicht trauen auszusprechen, einfach auch mal nach Bedeutungen von Wörtern frage oder beim gemeinsamen Mittagessen mal nicht über das Thema der jeweiligen Tagung, sondern über mein letztes Wochenende im Schrebergarten rede. Okay, mein Interesse für Gangster-Rap und sogenannte Clan-Kriminalität bespreche ich dann doch lieber mit meinem Nachhilfeschüler. Aber über den Kontrast zwischen den Treffen mit *ihm* und den Kursen, die ich an der Uni gebe, zerbreche ich mir weiterhin den Kopf. Oder über meine Position als Lehrkraft, die diesen universitären Raum mit all seinen strukturell bedingten Ausschlüssen nun auch mitgestaltet und mitverantwortet.

Und die sich gleichzeitig von den Studierenden, die mit Anfang 20 schon so unglaublich eloquent und selbstbewusst daherkommen, auch verunsichern lässt. Ich frage mich, wie lange ich an dieser Institution noch mitmachen will und kann, welche anderen Wege es außerhalb der akademischen Welt für mich gibt. Vielleicht schaffe ich diese Promotion, vielleicht breche ich irgendwann ab. Dann bin ich entweder die eine von 100, die sich in der »auch-du-kannst-es-schaffen«-Mentalität gut vorzeigen lässt, oder eine von den restlichen 99, über die eigentlich nicht geredet wird. Ich versuche, die über Jahre sprachlich geschaffenen Konstrukte meiner Mutter von »meine schlaue Tochter« und »deine doofe Mutter« nicht weiterhin so stehen zu lassen. Ich scheitere weiterhin bei dem Versuch, mir meinen Vater oder meine Mutter als Professorin, Lehrer, Anwältin oder Arzt vorzustellen, versuche darüber hinwegzuhören, wenn mein Vater meinen Berufsstatus lachend als »arbeitslos« bezeichnet, während ich ein Promotionsstipendium erhalte; versuche mit der Tatsache klarzukommen, dass ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin von Anfang an besser bezahlt werde als meine Mutter nach fast 40 Jahren am selben Arbeitsplatz.

Nachtrag:

Gestern habe ich meine Mutter getroffen. Ich habe es nicht geschafft, von diesem Text oder gar den Träumen zu erzählen. Stattdessen hat sie aber ganz nebenbei viele Aspekte der vorangegangenen Seiten gestreift, ja eigentlich angeschubst und ins Wanken gebracht. Sie hat gefragt, ob es mir eigentlich peinlich sei, dass sie Dschungelcamp gucke, wir saßen gerade davor.

Ein Freund ihres Partners sei neulich ganz entrüstet darüber gewesen. Sie hätte daraufhin bewusst nochmal betont, dass sie und alle ihre Freundinnen das guckten und dass es doch blöde sei, dass alle so eine Schublade-Vorstellung von Leuten haben, die so'n »Verblödungsfernsehen« gucken. Sie hat auch erzählt, dass sie beim Besuch von Urlaubsbekanntschäften in Bern an ihre eigene Kindheit denken musste. Wie sie eigentlich nur in kleinen Wohnungen oder auf asphaltierten Höfen, über die die Flugzeuge bretterten, spielen konnte und wie schön eigentlich so eine Naturnähe sei, aber dass sie als Kind im Prinzip ja auch nichts vermisst habe. Selbige Urlaubsbekanntschäft ist Künstlerin, und sie hat sich von ihr erklären lassen, wie das eigentlich läuft, wenn man »eine Ausstellung hat« und was es mit Atelier und Galerie und Inspiration auf sich hat. Mein Eindruck ist, dass meine Mutter in letzter Zeit in andere Umfelder gerät, hier und da mit ähnlichen diffusen irgendwas-ist-anders-Gefühlen konfrontiert ist, und wir vielleicht ähnliche Erfahrungen und Prozesse durchlaufen – nur mit 20 Lebensjahren Verschiebung. Irgendwie hilft mir diese Sichtweise, den Gap (englisch), der zwischen mir und meinen Eltern entstanden ist, nicht größer und vielleicht sogar wieder kleiner werden zu lassen. Auch das Reden über diesen Text mit zum Beispiel Arbeitskolleginnen hilft paradoxerweise, die wohl eher nur von mir gefühlte Distanz zwischen mir und meinem akademisch geprägten Umfeld schrumpfen zu lassen. Generell scheint mir, »die Dinge zu benennen und zu adressieren« gerade ein guter Weg zu sein.

Meine Promotionsbetreuerin hat letzte Woche nebenbei erzählt, dass sie ihrer Tochter bei einem Forschungsprojektantrag geholfen hat, und sie nun mitfiebert, was daraus geworden ist. Ich glaube, ich schreib ihr jetzt 'ne Mail und erkläre ihr einfach, was solche Bemerkungen bei mir alles auslösen...